

Hans-Gerhard Klatt

Zwölf Leitsätze in den Nebel einer Kirchenreform von oben

Zugegeben: Die Lage ist ernst und die Aufgabe nicht leicht. Die Zahlenentwicklung (Mitglieder, Einnahmen) ist so dramatisch, dass grundlegende Veränderungen kommen müssen, und es gehört zur Verantwortung der Leitung, dafür Wege zu ebnen. Aber die Aufgabe ist nicht neu. Seit 2005 wird sie im Kirchenamt der EKD bearbeitet.

Drei Anläufe für die Kirche von morgen, doch nur eine Strategie

2006 verbindet der Ratsvorsitzende Wolfgang Huber seinen Namen mit dem Impulspapier „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“. Es löst mit seinen zwölf Leuchtfuern zur Veränderung der kirchlichen Landschaft mit der Zielmarke 2030 mehr Ärger aus als Befreiungserfahrungen. Auch ein Zukunftskongress in Wittenberg im Januar 2007 kann den Ärger nicht befriedigend einfangen. Zu durchsichtig ist der weitgehend theologielose Zugriff von oben auf eingreifende Strukturveränderungen aus dem Handwerkskasten der Organisationsberatung.

Bleibt ein weiterer Ansatzpunkt für die Umsetzung der Reformideen, die „Themenagenda und Jahresthemen der Reformdekade 2007 bis 2017“. Aus der „Reformdekade“ wird mit Rücksicht auf die Tourismusindustrie im „Kernland der Reformation“ Sachsen-Anhalt die „Lutherdekade“ und nach schweizerisch-reformiertem Einspruch 2013 die „Reformationsdekade“. „Die Welt hinterfragen“ wird zum neuen Motto des kirchlichen Aufbruchs und der Reformationssommer im kleinen Wittenberg mit der „Weltausstellung Reformation“ sein konzentrierter Ausdruck. Eine besondere Zukunftsmusik lag in dem Projekt des „Europäischen Stationenwegs auf den Spuren der Reformation“, dessen Reformationstruck am 3. November 2016 in Genf startete und inmitten einer der größten Krisen der Europäischen Union 67 Stationen in 19 europäischen Ländern miteinander verband, bis er am 20. Mai 2017 in Wittenberg ankam. Nicht zuletzt dieser Stationenweg hat die Fixierung des

Reformationsgedenkens auf die Person Martin Luthers gelöst und eine Vielzahl von Reformationsgeschichten zu Tage gebracht, die in einzelnen Regionen und Städten bis heute den Sozialhabitus prägen. Eben diesem Gedanken, wieviel Gegenwartsprägung und Zukunftsmusik in der Reformationserinnerung liegt, sind dann auch alle bundesrepublikanischen Landesparlamente gefolgt und haben aus dem 500. Jubiläumstag der Reformation einen allgemeinen Feiertag gemacht. Sein Erfolg hat die fünf norddeutschen Bundesländer dazu bewogen, die einmalige Feiertagserklärung 2017 zu einer Dauereinrichtung zu machen. Ein Geschenk an die Kirchen.

Doch statt dass an den angedeuteten nachhaltigen Folgewirkungen des Reformationsjubiläums weitergearbeitet wird, wird dieses zum „Projekt“ erklärt, das in der Logik aller Organisationsberatung ein Ende hat und haben muss. Aus dem Nichts, so stellt es sich für die Öffentlichkeit jenseits der Insiderkreise zumindest dar, ploppt stattdessen im Juni 2020 ein „Z-Team“ auf, das „Kirche auf gutem Grund – Elf Leitsätze für eine aufgeschlossene Kirche“ auf den Markt wirft. Ein neuer, ein dritter Reformprozess ist eröffnet. Interessant ist, wie der Dramaturg hinter allen Reformprozessen im Kirchenamt der EKD, Vizepräsident Thies Gundlach, die drei Reformprozesse einander zuordnet. Er weist in einem epd-Gespräch Ende Oktober 2020 dem Reformationsjubiläum 2017 die Schuld zu, dass der 2006 eingeleitete Reformprozess abgebremst worden sei: „Das Jubiläum war großartig, hat uns aber auch von der Reformaufgabe abgelenkt“. So darf nun wieder munter weiter daran gearbeitet werden, woran schon die „Kirche der Freiheit“ gescheitert war.

Gottesdienstwirklichkeiten in Deutschland

Bevor ich zur genaueren Auseinandersetzung mit den zur EKD-Synode im November neu geordneten und auf die Zwölf-Zahl der damaligen Leuchtfener erweiterten Leitsätzen des „Z-Teams“ komme, ein kleiner Blick auf Gottesdienstwirklichkeiten in der kirchlichen Gegenwart November 2020. Zwei Gottesdienste am Sonntagmorgen. Es ist der 8. November, der Eröffnungstag der EKD-Synode. In Berlin sollte der Eröffnungsgottesdienst der Synode gefeiert und vom gastgebenden Bischof die Predigt gehalten werden. Doch die Synode tagt nicht in Berlin, coronabedingt. Es ist den Umständen geschuldet, aber vielleicht liegt auch mehr drin. Eine Zukunftsverheißung. Im 6. Zukunftsleitsatz lesen wir in einer überraschenden Absolutheit: „Wir wollen digitale Kirche werden“. Ein erstes Experiment einer rein digitalen Synode also. Der Präsenzort des Präsidiums ist das Kirchenamt der EKD. Sollen wir auch dies als Zukunftszeichen verstehen?

Gottesdienstlich nutzt man den evangelischen ZDF-Gottesdienst um 9.30 Uhr und schickt den Berliner Bischof Christian Stäblein in die Johanneskirche nach Erbach in der Nähe von Mainz, aus der das ZDF unter den Corona-Bedingungen häufig sendet. „Kirche ist Zukunft“ ist das Thema. Der Berliner Bischof ist ein zu kluger Theologe, um seinerseits in den Leitbild-Sprachstil der Synoden-Zukunfts-Vorlage zu verfallen. Er lässt sich aus dem Predigttext der Epistellesung Röm. 8 und der aktuell bedrückenden Weltlagesituation zu einem Kirchenbild inspirieren, das der Gegenwart in jedem Fall, aber wohl auch noch der Zukunft angemessen ist: „Seufzergemeinschaft“, an den Peanuts und einer Geschichte zwischen Snoopy und Charlie Brown volksthümlich und meisterhaft entfaltet. Seufzergemeinschaft in Solidarität mit einer seufzenden Welt – in den zwölf Leitsätzen ist davon nichts zu lesen.

Der zweite Gottesdienst ist ein normaler parochialer Gottesdienst einer städtischen Gemeinde am Rand des Zentrums zur üblichen Zeit um 10.00 Uhr. Über ihn erreichte mich folgender Bericht: „Um 9.55 Uhr kamen drei Muslime in die Kirche, die vom Gemeindepastor in die erste Reihe geführt wurden. Er hat sie dann zu Beginn des Gottesdienstes begrüßt. Der eine jüngere Mann sprach sehr gut Deutsch, er ist in unserer Stadt geboren. Er sagte, dass es ihnen ein Anliegen sei, der Gemeinde zu sagen, dass der Islam eine der drei abrahamiti-

schen Religionen sei und genau wie die anderen ein friedliebender Glaube. Sie seien genauso entsetzt wie alle über die Terroranschläge. Sie wohnen in der Nähe der Kirche und seien also Nachbarn. Der Dritte war erst vor kurzem nach Deutschland gekommen. Er stammte aus Beirut und sei dankbar, hier zu sein. Sie brachten einen großen Strauß weißer Rosen mit und einen Brief an die Gemeinde. Die Blumen haben dann während des Gottesdienstes auf dem Altar gelegen und die drei sind auch den ganzen Gottesdienst dabei geblieben. Sie haben drei Mal spontanen Beifall bekommen.“ Religionsverbindende Seufzergemeinschaft über alle Grenzen und Ängste voreinander hinweg, eigeninitiativ und spontan gelebte Nachbarschaft. Ein starkes Argument für die Parochie und das alltägliche nachbarschaftliche Leben. Vorzeigeprojekte werden nie erreichen können, was dieser ganz normale parochiale Gottesdienst bewirkt und ausgestrahlt hat. Einander gute Nachbarn sein, unspektakulär und alltäglich und hin und wieder auch mit starken Gesten beieinander, wenn ein besonderer „Seufz“ gebraucht wird. Auch davon ist in den Leitsätzen nichts zu lesen.

Problemanalyse? Fehlanzeige

Aber lassen wir uns von einem genaueren Blick in die zwölf Leitsätze „hinaus ins Weite“ führen zur „Kirche auf gutem Grund“, wie das Zukunftspapier „einer aufgeschlossenen Kirche“ jetzt als verabschiedeter Synodenbeschluss überschrieben ist. Den Leitsätzen sind sechs Seiten vorgeschaltet. Man darf erwarten, dass hier die krisen- und kirchenanalytischen Ausgangspunkte formuliert sind, von denen sich das „Z-Team“ bei der Formulierung der Sätze leiten ließ. Die Angaben bleiben dürftig. Die Kirchen in Deutschland werden weniger Mitglieder und weniger Ressourcen haben und können Strukturen und Angebote nicht mehr im jetzigen Umfang fortführen. Das ist auch schon 2006 formuliert worden, aber da wollte man noch „wachsen gegen den Trend“. Vierzehn Reformjahre sind seither vergangen. Vierzehn Jahre, in denen offensichtlich christlicher Glaube weiter „für viele Menschen an Plausibilität und Relevanz verloren“ hat und die „Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen“ an „Attraktivität“ und gesellschaftlicher Bedeutung. Aber warum ist das so? Dazu schweigt das Papier.

Die Gesellschaft ist eben so, dass Christen weniger werden. Und was das eigene Handeln angeht,

Die bisherige ökumenische Kirchenreformdiskussion war von der Lehre von den vier Sozialgestalten der Kirche getragen, weltweite Kirche, regionale Kirche, Ortsgemeinde, Initiativgruppe. Die zwölf Leitsätze kennen nur noch zwei dieser vier Sozialgestalten: regionale Kirche (= „Wir alle sind EKD“) und Initiativgruppe. Das wird zu einer neuen Schieflage führen.

„Den Nachbarn ein Nachbar sein“, dieser für den Kirchenreformer Ernst Lange so wichtige Gedanke, ist weg. Fluid statt verlässlich ist das Gebot der Stunde.

finden sich in den Leitsätzen immerhin komparative Aussagen, die, merkwürdig berührend, an die komparativen Aussagen der Stuttgarter Schulderklärung von 1945 erinnern, an das „wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“ vom 19. Oktober 1945. Kann man 2020 Komparative anders lesen, als dass man auch das implizite Eingeständnis eines Versagens in den letzten vierzehn Reformjahren heraushört?

Die Grundsprachform der Leitsätze aber ist der Indikativ, vom Leitsatz 1 „Wir leben, was wir glauben“ bis zum Leitsatz 12 „Wir alle sind EKD“. Lediglich der Leitsatz 6 „Wir wollen digitale Kirche werden“ weicht ein klein wenig ab. Der Indikativ, wenn wir die Sätze denn nicht als reine Beschwörungsformeln lesen wollen, zeugt nicht nur von einer großen Selbstzufriedenheit mit der gegebenen Praxis der Kirche, sondern gibt auch zu erkennen, dass das Problem, um das es in den Leitsätzen geht, nicht im Prädikat, sondern im Subjekt der Sätze liegt, im „wir“. Offensichtlich lag in den Leuchtfuern des „Topdown“-Prozesses von 2006 noch nicht genügend Überzeugungskraft zur Konstituierung dieses gemeinsam in einer Richtung handelnden „wir“.

Die Strategie

Die Katze wird ab Leitsatz 10 aus dem Sack gelesen: „Wir entscheiden verantwortlich. Die evangelische Kirche braucht zur Umsetzung der Reformen eine bessere interne Abstimmung und den Willen zur Zusammenarbeit“ (Zeilen 741-43). Deshalb wird im Vorspann ein ungeheurer argumentativer Aufwand zur Relativierung des Subjektes hinter den Sätzen betrieben: „‘Evangelisch Kirche gestalten‘ gelingt nur gemeinsam und im Diskurs. Deswegen ist das ‚Wir‘ in diesen Sätzen größer als das ‚Z-Team‘; es ist als Einladung gedacht ... Allein der – mitunter mühsam errungene – Konsens erlaubt den Weg ins Weite. Darum sind diese Sätze auch noch nicht fertig. ...Am Ende zielen sie auf verbindliche Verabredungen, die wir auf den verschiedenen Ebenen jeweils gemeinsam treffen“ (Zeilen 3-13). Weil aber offensichtlich alle Reformanstrengungen seit 2006 noch nicht genügend Willen zur Zusammenarbeit bewirkt haben, folgt auf Leitsatz 10 Leitsatz 11 „Wir bewegen uns“, damit das Synodenpapier mit Leitsatz 12 dort landen kann, wo es alle Ebenen der Kirche hinhaben will, in die Anerkennung der einen entscheidenden Steuerungsebene: „Wir alle sind EKD“.

Das alles wäre in Ordnung, ginge es nur um einen Rahmenkonsens für die Umverteilungen, Neugewichtungen und Reduktionen im EKD-Haushalt der zukünftigen Jahre, die unumgänglich sein werden. Oder darum, diskussionswürdige Vorschläge zur Veränderung kirchlicher Praxis-schwerpunkte und Strukturen ins Gespräch zu bringen. Aber ein wirklich offener Zukunftsdiskurs ist nicht die Absicht. Dazu hätte man ganz anders vorgehen müssen, hätte begründen müssen, welcher Veränderungsvorschlag die Antwort auf welche Verursachung welches Problems sein soll, hätte in einer profunden kritischen Analyse die Verantwortlichkeiten benennen müssen, die die Zukunftsfähigkeit der Kirche blockieren, statt das zu einfache Zerrbild einer verselbständigten Bürokratie in den Verwaltungsabläufen, von profilierungssüchtigen Konfessionalitäten (Zeilen 443-45) und einer nur am eigenen ungestörten Binnenleben interessierten Parochialgemeinde aufzubauen. Es hätten alternative Szenarien zum Zukunftsweg entwickelt werden können, die kontrovers diskutierbar sind. All das ist nicht geschehen. Die Leitsätze wollen und sollen wirklich leiten. Und dazu greifen sie ziemlich spektakulär in bestehende Konsense über das grundlegende Kirchenbild ein.

Die bisherige ökumenische Kirchenreformdiskussion war von der Lehre von den vier Sozialgestalten der Kirche getragen, die mit der FEST und den Namen Wolfgang Huber und Ulrich Duchrow verbunden ist: weltweite Kirche, regionale Kirche, Ortsgemeinde, Initiativgruppe. Auf Schiefwegen zwischen ihnen ließen sich sehr viele Konfliktlagen und Zukunftsblokkaden in der Kirche zurückführen; als Reformaufgabe wurde angesehen, an einem respektvollen, ausgewogenen Verhältnis zwischen ihnen zu arbeiten¹. Die zwölf Leitsätze kennen nur noch zwei dieser vier Sozialgestalten: regionale Kirche (= „Wir alle sind EKD“) und Initiativgruppe. Das wird zu einer neuen Schiefelage führen.

Zwar gibt es einen Leitsatz 5 „Wir stärken die Ökumene“, aber die weltweite Kirche ist dabei nicht gemeint. Sie dient nur als blasser Hintergrundaufhänger zum Plädoyer für den Abbau ökumenischer Doppelstrukturen in Deutschland.

Und ja, es gibt einen Leitsatz zur Ortsgemeinde, Punkt 7 „Wir bauen Gemeinde“. Es muss ihn geben, weil sich die stärkste Kritik, die sich die Erstformulierung der elf Leitsätze eingehandelt hatte, auf die Minderbewertung der Parochie bezog. Doch der



Hoffnung



negative Grundton blieb erhalten. Es ist nur noch die Rede von „starke(n) und handlungsfähige(n) ortsgezogene(n) Gemeinden (Parochien)“, die auch zukünftig eine Rolle spielen werden, vom Parochialprinzip als Strukturprinzip der Kirche ist nicht mehr die Rede. Das Schwergewicht liegt auf regionalen Gemeindeverbänden und auf der Zusammenarbeit von „gemeindlichen und übergemeindlichen Diensten“. „Den Nachbarn ein Nachbar sein“, dieser für den Kirchenreformer Ernst Lange so wichtige Gedanke, ist weg. Fluid statt verlässlich ist das Gebot der Stunde.

Ihr Kirchenbild lässt sich das „Z-Team“ von anderen schreiben, etwa vom Bremer Institut nextpractise, einer Top-Adresse für die Beratung von Unternehmen in Wandlungsprozessen. Gemäß seiner üblichen Verfahrenslogik durfte das Institut im Frühjahr eine „Resonanz- und Kulturanalyse in der Mittleren Leitungsebene“ durchführen und mit dieser Zielgruppe ein Zukunftsforum als digitale Konferenz im September gestalten. Aus Interviewaussagen der Generation der mehrheitlich um 1970 Geborenen erstellte nextpractise ein „semantisches Profil der evangelischen Kirche heute und gestern“ und ein semantisches Profil „heute und morgen“. So kontextlos, wie vorgegebene Items abgefragt werden, ist es ein Leichtes, im „Gestern“ das Bild einer trägen, auf traditionelle Rituale und Regeln bestehenden, rückständigen Institution zu zeichnen, von der sich das Zukunftswunschbild einer agilen, entschlossenen und selbstbestimmten „Kirche als Bewegung“ deutlich abheben kann². „Kirche als Institution“ war gestern, das Erfolgskonzept der Zukunft ist „Kirche als Bewegung“ und der Weg dahin führt über die Weiterentwicklung der Kirche „zu einer dynamischen, serviceorientierten Organisation“.

Das „Z-Team“ formuliert in Leitsatz 11: „Die evangelische Kirche wird in Zukunft organisatorisch weniger einer staatsanalogen Behörde, sondern mehr einem innovationsorientierten Unternehmen oder einer handlungsstarken Nichtregierungsorganisation ähneln.“ Ich kann mir nicht vorstellen, dass Rat, Kirchenkonferenz und Synode wirklich bewusst ist, welcher Aussage sie in ihrer von einer „nach-institutionellen Form von Kirche“ träumenden Vernarrtheit in den „Hybrid“-Charakter „aus Institution, Organisation und Bewegung“ hier zustimmen. Die demokratische Gesellschaft zerbricht, wenn ihr Institutionengefüge „zerschossen“ wird, wie es die Trumpsche oder Orbansche

Politik nur allzu erschreckend gezeigt haben – will sich die EKD wirklich daran beteiligen? Will sie wirklich damit liebäugeln, wie Borussia Dortmund an die Börse zu gehen? Will sie wirklich alle gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten der Volkskirche aufgeben, um sich mit einer „one issue“-Lobbypolitik an den NGO-Tisch im Nebenraum der (welt-)politischen Konferenzen zu setzen?

Und theologisch?

Im „Z-Team“ ist die Enttäuschung über das weitgehende Schweigen zum „guten Grund“, auf dem die „aufgeschlossene Kirche“ stehe, in der Erstformulierung der Leitsätze angekommen. So hat es den Leitsätzen im neuen Vorwort einen eigenen Abschnitt „Auf gutem Grund“ vorangestellt, in dem es, wenig überraschend, Jesus Christus als den guten Grund der Kirche benennt. Etwas vage, um sich nicht das exklusive „niemand kommt zum Vater denn durch mich“ als Problem für das inklusive Vorhaben einzuhandeln, holt es sich aus dem 14. Kapitel des Johannesevangelium, ohne dieses zu nennen, „drei Dinge“ als die „elementarsten Zukunftsprinzipien der Kirche Jesu Christi, an denen wir uns orientieren“: Christusbindung, Geistverheißung und Liebesgebot/Nächstenliebe (Zeilen 46-51). Stakkatohaft ziehen sich diese „drei Dinge“ durch alle Leitsätze, als sei mit den drei Formeln die Frage nach dem Inhalt gelöst, mit dem die evangelische Kirche neue Überzeugungskraft gewinnen will. Das „Z-Team“ reflektiert nicht, dass es mit seinem Bezugspunkt Johannesevangelium die Gefahr teilt, in eine antijudaistische Theologie zu verfallen. Viel zu absolut formuliert es in Leitsatz 3 zur Öffentlichkeit als zweiten Obersatz „Durch das Evangelium von Jesus Christus tritt Gott mit Menschen in Beziehung.“ Ist das so? Stand Gott nicht längst mit allen Menschen im Bundeschluss des Regenbogens nach der Sintflut (Gen. 9) und dann in der mit Abraham beginnenden besonderen Bundesgeschichte mit seinem Volk Israel (ab Gen. 12) in Beziehung? Wenn man ignoriert, dass Christusbindung eine Vorgeschichte hat und ohne die Diskursgemeinschaft mit den jüdischen Glaubensgeschwistern nicht zu verstehen ist, hängt man den „guten Grund der Kirche“ in die Luft und muss sich nicht wundern, dass eine darauf aufbauende luftige Formelsprache zu keiner Erdung führt.

Vor einhundert Jahren gab es einen Theologen, der in der viel größeren kirchlichen Krisensituation nach der Befreiung vom Kaiserreich mit „Thron

Die Leitsätze haben keine grundlegende Frage. Und das ist ihr Problem.

und Altar“ die ihm gestellte Frage nach „dem Christen in der Gesellschaft“, also nach dem Beitrag, den Kirche und Christen in der neuen demokratischen Gesellschaft leisten sollen, so beantwortet hat: „Der Christ – wir sind wohl einig darin, dass damit nicht die Christen gemeint sein können. ... Der Christ ist der Christus. Der Christ ist das in uns, was nicht wir sind, sondern Christus in uns.“ Karl Barth hat damit in seinem Tambacher Vortrag 1919 die ihm von den Religiösen Sozialisten vorgelegte Frage verschoben von Selbstgewissheiten auf selbstkritische Fragen, vom Tun auf das Hören. Um am Ende doch auf das Tun zurückzukommen: „Wir können ja doch nur eines tun, nicht vieles. Und das eine tun gerade nicht wir. Denn was kann der Christ in der Gesellschaft anderes tun, als dem Tun Gottes aufmerksam zu folgen“³.

Man muss nicht in die Barthsche Theologie einsteigen und ihr folgen, aber an eines sollte man sich von ihm erinnern lassen: Es kann der Kirche nicht um sich selbst gehen, sondern nur um Gottes Tun in der Welt und um das in ihr, was nicht sie ist.

Doch dazu müsste sie vor allem anderem fragen, ob sie eine Rolle in Gottes gegenwärtigem Tun hat und wenn ja, welche Rolle Gott ihr beimisst. Die Leitsätze aber haben keine grundlegende Frage. Und das ist ihr Problem. Seufz, will ich mit Charlie Brown und Christian Stäblein schließen.

Hans-Gerhard Klatt

em. Pastor und ehem. Leiter des evangelischen Bildungswerks in Bremen

- 1 Als Beleg für diese Sichtweise mag die Aufarbeitung des Zukunftstreibers im Raum der EKD, des „Plädoyer für eine ökumenische Zukunft“, aus Anlass seines 30. Jubiläums gelten: Gert Rüppell (Hg.), *Erinnern – für eine ökumenische Zukunft. 30 Jahre Plädoyer 1979 – 2009*, Frankfurt a. M. 2009
- 2 Kirchenamt der EKD, Abt. Kirchliche Handlungsfelder, Resonanz- und Kulturanalyse in der Mittleren Leitungsebene im Vorfeld des EKD-Zukunftsforum 2020. Zusammenfassung der Ergebnisse, Hannover, 28.08.2020
- 3 Karl Barth, *Der Christ in der Gesellschaft*; in: ders., *Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge*, München 1924, S. 34 und S. 69

Leonore-Siegele-Wenschkewitz Preis 2021

Der Verein zur Förderung Feministischer Theologie in Forschung und Lehre e.V. vergibt in Kooperation am 7. November 2021 den Leonore-Preis (3000 € Preisgeld) und den Nachwuchspreis für Theologiestudierende (500 € Preisgeld) der Ev. Kirche von Hessen und Nassau, EKHN.

Ausgezeichnet werden wissenschaftliche Forschungsarbeiten, gemeindliche, kirchliche oder universitäre Projekte zu Feministischer Theologie und Gender Studies.

Bewerben können sich, neben Mitgliedern der EKHN, Studierende und Lehrende an den Hochschulen im Einzugsbereich der EKHN; mit einem Beitrag nicht vor dem 1. Januar 2016 veröffentlicht. Abgabe bis **31. März 2021**.

Weitere Informationen: www.verein-fem-theologie.de

Die Namensgeberin der Preise, Dr. Leonore Siegele-Wenschkewitz, forschte zum christlich-jüdischen Verhältnis in der Feministischen Theologie und in der Theologischen Frauenforschung. 2021 ist das zwanzigjährige Jubiläum der Preisvergabe. Vorstandsmitglieder des Vereins zur Förderung Fem. Theologie in Forschung und Lehre sind Hanne Köhler, Rainer Kessler, Sarah Jäger, Ute Knie, Anja Schwier-Weinrich. Bisherige Preisträger*innen sind: Aliyah El Mansy, Stefanie Schäfer-Bossert und Elisabeth Hartlieb (Fem. und Polit. Theologie), Luise Schottroff (Ehrenpreis für ihr Lebenswerk), Christl M. Maier und Nuria Calduch-Benages, Interreligiöse Initiative Sarah und Hagar, Claudia Janssen, Hedwig-Jahnnow-Projekt, u. a.